

(Nachdruck verboten.)

27]

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Urban machte große Augen. Es blühte etwas Verführerisches heraus aus den Worten des Achenbachers, dem er sich nicht entziehen konnte, so unbegreiflich es ihm auch war — Rettung! Doch rasch packte ihn wieder das Mißtrauen.

„Und desweg'n? Du? Schau, jetzt derschreckst mi erst. Was kann i no hab'n, was den Achenbacher so in d' Augen sticht, daß er —“

Urban starrte wirklich in die Augen des Nachbarn, wie in ein unheimliches Rätsel, dessen Lösung er fürchten mußte.

„Allerdings . . .“

Lorenz lachte. Das vermehrte noch das Unbehagen Urbans. Er hatte dieses eiserne Antlitz noch nie lachen sehen.

„Umsonst is der Tod, und der — kost 's Leb'n!“

„So red, was begehrtst dafür?“ sagte hastig der Lehner, mit einer Gier, die Lösung zu erfahren.

„Dein' Tochter — die Resl! Sonst von der Sonna Welt nix!“

Lorenz war nicht wenig überrascht von der Wirkung seiner Erklärung. Der Lehner sah gerade so aus, als ob seine düsterste Erwartung sich erfüllte.

„Für mein' Flori, natürl!“ fuhr erklärend, ein Mißverstehen vermutend, Lorenz fort. „Wird Dir kan Geheimnis sein, daß die zwei 's mitanand hab'n seit Kindszeit auf.“

Urban hatte noch immer die Sprache nicht zurückgewonnen. Das beunruhigte, beleidigte den Achenbacher.

„Herrgott, jetzt wär's aber an der Zeit, daß Di erholen thast!“ sagte er, sich erhebend. „Du bleibst auf 'n Hof, was i damit sag'n will, weißt. Nach Dein' Tod is Resl d' Erbin. I mein', der Vorschlag ließ sie hör'n.“

„Das is net mögli,“ plakte Urban heraus, in dem die widerstreitendsten Gefühle auf und ab wogten. „Achenbacher! Spott'n wennst thuast!“

„Mein voller Ernst,“ bekräftigte dieser.

„Dann weiß i nimmer — hast denn Du all's vergess'n? Daß i — daß i Di aus dem Bürgermeisteramt verdrängt hab'? Daß i Di hab, um des all's, was Du mir anthan hast — was da“ — er deutete vor sich auf den Boden — „gesehn is vor wenige Monat!“

Er suchte alles gewaltsam hervor, schlug das gegenseitige Schuldregister nach, um ihn zu reizen. Alles vergeblich!

Lorenz blieb gelassen bei seinem Antrage.

„Und was sagt Dein Weib dazu, die Burgl?“ fragte er zuletzt.

Da blickte es auf in Lorenz' Augen, daß Urban die Frage berente.

„Was kimmert Di das?“ sagte er drohend. „Was geht das die Burgl an, wenn i will?“

Urban suchte vergebens einen Ausweg, ein Aufschieben wenigstens, eine unmittelbare Weigerung erschien ihm selbst unmöglich im Angesicht seiner Verhältnisse. Das war ja völlige Rettung für ihn und sein Kind, dessen Zukunft sonst eine verlorene war.

Er warf einen prüfenden Blick auf Lorenz. Noch nie war ihm dieser Mann so jung und kräftig erschienen, er fühlte sich jetzt als Greis dagegen, mit seinem in jammervollen Nächten aufgezehrten Körper, der Fieberhitze, die jetzt seine Glieder schüttelte.

Er wird ihn überleben. Seine Hoffnungen und Gedanken waren reine Thorheit. Wenn er nur gewußt hätte, wie Burgl darüber dachte!

Doch Lorenz drängte, er wollte offenen Bescheid haben. Eine abschlägige Antwort blieb ihm in der Kehle stecken.

„So laß mi wenigstens z'erst mit der Resl red'n!“

„Des könntst da eigentli erspar'n, mit der hab' i schon g'redt, aber wenn D' willst. Du giebst also Dein' Einwilligung? Mit der Sach selb'r hat's ja no Zeit, bis der Flori vom Militär weg is. I will a Klarheit zwischen uns und vor allem die Gant verhüt'n für Dein' Anwe'sn.“

Urban atmete auf. Bis der Flori ausgedient, vergingen noch drei Jahre.

„Na, wenn Du's net anders willst, gib i's halt, mei' Einwilligung,“ sagte er endlich.

Lorenz streckte ihm die Hand entgegen. Es zuckte sponderbar in seinem Antlitz und die Schmirrbartspitzen zitterten.

Urban ergriff sie zögernd. Die Schamröte trat ihm auf die Stirn über den Gedanken, den er eben gehegt, der ihm nachgiebig machte.

„Bergiß, Urban,“ sagte Lorenz mit halberstickter Stimme. „I will a vergess'n — all's! An Strich durch! Probir'n ma's amal in Eintracht auf der Achenbachhö.“

Die Wucht der Ehrenhaftigkeit, der Unerfütterlichkeit eines einmal gefaßten Beschlusses, welcher in dem ganzen Wesen des Bauern sich ausprägte, erdrückte fast Urban.

Er war froh, daß dieser sich rasch, wohl um seine eigne Bewegung zu verbergen, zum Gehen anschickte. Doch unter der Thüre blieb er noch einmal stehen.

„No was, Urban, des i bald vergess'n hätt'. I mein' alleweil, wir werd'n deshalb nimma aus einander komma. Thuan den Lenz fort, i bitt' Di drum. Er taugt net herein in an ordentlich's Bauernhaus. Die Gall steigt ma auf, wenn i den Mensch'n seh', 's kann Dir ja selber net anders sein. I will ma's gern was kost'n lass'n, nur fort damit und zwar glei.“

„I werd' mit ihm red'n und mach'n, was z'mach'n is,“ erklärte Urban.

Der Achenbacher ging.

Kaum hatte er die Thüre geschlossen, schlich Lenz zu der andern herein. Urban mußte, daß er gehorcht.

„Guat hast Dein' Sach g'macht,“ flüsterte er, dem Bruder auf die Schulter klopfend. „Hab' schon g'meint, Du verfehlt was in der Sit! Drei Jahrl is a lange Zeit, da kann si viel begeh'n. Daß er d' Lunt'n net g'rochen hat, der alte Zuchs? Na wart, Trops, jetzt konna ma Deiner Truch'n besser an als wia neuli!“

Urban war empört über die Auffassung seines Bruders, obwohl er selbst eben nicht sehr weit davon entfernt war.

„No, die Sach liegt do a bißl anders. Da müast i do bitt'n. Muast mi nett mit Dir verwechseln. Mein Wort hat er, und wenn si nix B'sondres ereignet, halt i's a.“

„Ganz richti, wenn si nix B'sondres ereignet,“ sagte Lenz, hinterlistig lächelnd.

Diese Bemerkung erinnerte Urban an Gespräche, die ihm jetzt erst in ihrem wahren Licht erschienen. Der Gedanke stieg in ihm auf, daß die Bedingung, welche noch zuletzt der Achenbacher gestellt, eine völlig berechtigte, ihm selbst sehr heilsame war. Am besten wär's, die Sache gleich jetzt zur Sprache zu bringen. Lenz hatte offenbar nicht lange genug gehorcht.

„Hast denn net g'hört, was der Achenbacher für a Bedingung gestellt hat, eh' er ganga is?“ fragte er, „weg'n Deiner?“

Lenz schüttelte den Kopf.

„Daß Du aus 'n Haus muast, und zwar glei! Wenn aus der Sach was werden soll,“ schrie ihm Urban mit einer gewissen Wut, die ihn plötzlich packte, in das Gesicht.

Lenz kniff die Augen zusammen und zog die Schultern hinauf wie ein zum Sprung bereites Raubtier.

„Und was hast Du drauf g'sagt?“

Urbans Blick schlich zu Boden.

„Was soll i drauf sag'n? Weißt ja, wia die Sach liegt. Er wollt a für Di gern was thuan, auf d' Kosten kommt's ihm net an.“

„Meint er, der Achenbacher!“

Ein dämonisches Lachen hallte durch die Stube, das Urban durch Mark und Bein ging.

„Und glei soll's sein? So eilig hat er's, der Achenbacher?“

„No, auf a paar Woch'n wird's ihm a net antomma. Das thät i scho mach'n,“ erklärte Urban.

„Auf a paar Woch'n meinst? O, es seid's ja zwei guate Deut, das siach i scho, da laßt si scho red'n. Also, sag'n ma zwei Woch'n.“

„Wenn's a drei werd'n,“ meinte Urban, selbst verlegen bei der unerwarteten Nachgiebigkeit des Bruders.

„Na, na, bleib' ma bei zwei! Das langt scho! Leicht langt's!“ erwiderte Lenz.

Er entfernte sich.

Raum war er fort, packte Urban eine heftige Unruhe. Diese Gefügigkeit war unnatürlich bei einem Menschen wie der Lenz. Die weitere Gedankenfolge konnte nicht ausbleiben.

Frühere Unterredungen, Andeutungen, Drohungen tönten wieder in sein Ohr, und zum erstenmale blickte er in den völlig entschleierte Abgrund, an dessen Rand er selber stand.

Er schauerte in seinem Innersten vor dem Entsetzlichen, was ihm da entgegenglozte.

Lorenz ging neu verjüngt, in einem ihm bisher fremden Glücksgefühl, dem Hofe zu. Er hatte das Rechte getroffen, tausend Stimmen riefen es ihm zu. Erst der Gedanke an Burgl verdüsterte etwas seine Freude.

Sie sollte es sofort wissen. Nach dem, was er eben über sich gebracht, war das doch keine Leistung mehr.

„Burgl, weißt, woher i komm'?" trat er ihr freimütig entgegen, nach ihrer Hand greifend.

Sie weigerte sie ihm.

„Was kann das mi kümmern?" sagte sie abweisend.

Doch er war heute schon an das Sichbeherrichen gewöhnt und wollte sich sein junges Glück nicht so leicht rauben lassen.

„I glaub' do, — a weng! Vom Urban komm' i! Du kannst mir dawider hab'n." Er sprach die Worte bittend.

„Um d' Resl hab' i ang'halt'n für 'n Flori!"

In Burgls Antlitz spiegelte sich nichts.

„Und der Lehner?" fragte sie nach einer Pause.

„Hat nachgeb'n."

Burgl veränderte unmerklich die Farbe und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Nachgeb'n hat er. Das heißt net so leicht, als ma meinen sollt. 's hat an hübsch'n Kampf kost. Z'lest hat er do eing'sehn, daß a Frevel wär, „nein“ z'sag'n in seiner Lage.

Und so hat alle Feindschaft a End und a Muah is für unsre alt'n Tag. Was sagst nun dazu, Burgl?"

Sie zuckte die Achseln, ohne irgend eine Teilnahme zu verraten.

„Ja, ja, wenn ma sein ganz's Leb'n mit amal so auslösch'n kann, wia a Rech'ntafl. Nacha geht all's — ja wohl! Nur begreif' i dann net, warum Du so an Bärm auf'schlag'n hast, Jahre hindurch, und mi g'schund'n und quält hast wog'n dem Urban."

Mit ihrer Ruhe war es nun zu Ende.

Lorenz war wieder ernüchtert, aus seinem erträumten Paradiese vertrieben — alles umsonst! Ja, wenn das so leicht ginge! 's Glück will a verdient sein, und er hat's net verdient. Diese Einsicht verließ ihm Resignation.

„Is das all's, was Du z'sag'n hast?" fragte er nur.

„Was denn no'?" Klang die kalte Gegenfrage.

„No, Du bist do sein' Muatter, bist a Weib, das a wiss'n muß, was is um —"

Er stöckte, sah zu Boden vor ihrem brennenden Blick, in dem höhnische Geister ihr Spiel trieben.

„Die Diab," setzte er kleinlaut hinzu.

„Hast ma's Du vielleicht g'lern't?" erwiderte sie höhnisch, sich entfernend.

Lorenz nickte nur ergeben mit dem Haupte.

„Recht hat i schon! Ganz recht! A dummt's Berlanga für an Bauern, heut jäen und morg'n scho ernt'n woll'n.

Wenn des so leicht gang!"

Der Großvater kam jetzt hastig, mit aufgeregter Bewegung, in seinen Schlappschuhen hereingeklappert. Burgl hatte ihn wohl geschickt.

Dieser wußte, was er wollte, ehe er zu sprechen anhub. Aber was Burgl gegenüber ihm milder gestimmt, das Gefühl der eignen Schuld, verkehrte sich diesem Greis gegenüber in das Gegenteil. Das war ja der Vertreter dieses alten, zähen Achenbacherhaffes, in dem er aufgewachsen, der sein Herz verhärtet, der ihm jede Lebensfreude geraubt,

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wunderkuren.

Das älteste Medizinalewesen, wenn man so sagen darf, heißt unmittelbar an Zauberei und Beschwörung an. Durch Zuhilfenahme des Einflusses vermeintlicher guter und böser Geister glaubt der im Banne der Naturmächte stehende Mensch der Uebel, die ihn befallen oder bedrohen, Herr werden zu können. So sind uns aus den Tagen unsrer germanischen Vorfahren besondere Beschwörungsformeln er-

halten; wir wissen ferner, daß sie mittels alphabetischer Zeichen, denen sie eine geheimnisvolle Kraft zuwießen, nicht nur verborgenes Wissen vermitteln, sondern auch das Schicksal zu erkunden und zu beherrschen suchten, und man geht in der Annahme wohl nicht fehl, daß diese Runenkunde auch „medizinischen“ Zwecken dienen mußte.

Eine wichtige Rolle in der Krankheitsbehandlung spielt bei mehr oder minder allen Völkern schon frühzeitig das Wasser, mag dies nun in den bald erkannten heilkräftigen Wirkungen besonderer Quellen, in dem wachsenden Bewußtsein von der Bedeutung körperlicher Reinlichkeit oder sonstwie seine Erklärung finden. Die Verehrung, welche unsre germanischen Vorfahren fließenden Gewässern, insbesondere den Quellen, ist bekannt. Unter den verschiedensten Gestalten, bald verderbenbringend, bald glück- und segenspendend, treten die Wasserfrauen auf, und häufig genug ist es der kranke, mit physischen Leiden behaftete Mensch, der sich ihrer besonderen Sorge erfreut. In unzählige Volkserzählungen spielt der Gedanke von dem gesundenden Einfluß des Wassers hinein. So weiß, um nur ein einziges markantes Beispiel unter vielen herauszugreifen, die alte Volkshistorie die Geburt des nachmaligen römischen Kaisers Caligula nach langer Unfruchtbarkeit seiner Mutter Agrippina, die sich mit ihrem Gemahl Germanicus längere Zeit in den Standquartieren der römischen Legionen am Rhein befand, auf das Eingreifen einer solchen Wasserfrau zurückzuführen; diese habe Agrippina von der wohlthätigen Wirkung einer nahen Quelle unterrichtet und so das „freudige Ereignis“ im römischen Kaiserthume zu Wege gebracht, ein Ereignis, dem der „Bubenquell“ zu Ems noch heute den Namen verdante.

Es erklärt sich danach, wie das Heidentum gerade in den Wasserfrauen mit Vorliebe die besonderen Schutzgeister einer Gegend erblicken konnte. Gegen sie richtet sich daher der Kampf der nachmaligen christlichen Glaubensboten nicht minder wie gegen die heidnischen Hauptgötter selber, und die fromme Phantasie der christlichen Widersacher hat es sich nicht nehmen lassen, die lieblichen Gestalten des Volksglaubens mit dem listernen Gewande der Dürrenhaftigkeit zu versehen, um sie desto bequemer als Dämonen in die Hölle speidieren zu können. Unterscheidet sich somit der christliche Aberglaube seinem Wesen nach in nichts vom heidnischen, so kehrt er doch von vornherein jenes Moment hervor, das das gesamte religiöse Leben des Mittelalters beherrschen sollte, den Wunderglauben, von dem dann der Reliquientum bald genug untrennbar ward.

Es hies zu weit gehen, wollte man den Wunder- und Reliquientumglauben in Bausch und Bogen auf Betrug zurückführen. In Zeiten ungeläuterter Religions- und Sittlichkeitsbegriffe, wo sich eine frohmüthige Auffassung in alle Dinge drängt, sucht der Mensch nach überraschenden Erscheinungen, nach den Offenbarungen einer geheimnisvollen Macht, die, wie sie das Bewegende im Naturgange darstellen, so auch die unverständlichen Vorgänge desselben erklären und die Widersprüche des eignen Selbst lösen soll. Diese innere Wunderbedürftigkeit ist es, die die Stimmung und die Empfänglichkeit verleiht, überall Wunder zu erblicken, wo keine sind, und jeder absonderlichen Erzählung von angeblich geschehenen außerordentlichen Dingen Glauben beizumessen. Es liegt nahe, daß sich eine solche Strömung am nachhaltigsten auf dem Gebiete der Krankheitserscheinungen Geltung verschafft, zumal das Fehlen jeder zusammenhängenden ärztlichen Wissenschaft den Kranken mehr oder minder völlig dem Zufall überliefert. Dazu kam dann freilich noch ein gut Teil frommen Betrugs, der sich der Krankenheilung mit besonderer Vorliebe bemächtigen mochte.

Es lag nahe, daß bei der bestehenden Rivalität der einzelnen Wunderstätten die menschliche Wunderlust der himmlischen um so eher nachzuhelfen trachtete, als damals der Ruhm und damit die Frequenz und die Einkünfte eines Wallfahrtsortes in erster Linie von der Zahl und der Größe der dort gezeigten „Wunder“ abhängig war. Damit soll nicht gesagt sein, daß man daneben, namentlich in den mit Klöstern verbundenen Hospitälern, sich nicht bemüht habe, den Kranken mit den einfachen Mitteln der damaligen Heilkunde eine, soweit man es verstand, angemessene Behandlung angebeihen zu lassen. Sofern wir darüber unterrichtet sind, kam auch diese in der Hauptsache auf Wasserbehandlung hinaus.

Ueber die Zustände in einer solchen mittelalterlichen Kuranstalt berichtet uns eine Schrift des Baumeinministers Karls des Großen, Einhard, „die Ueberführung der Gebeine des hl. Petrus und Marcellinus“. Die letzteren waren zuerst in der von Einhard erbauten Kirche zu Michelfeldt untergebracht, wo Ludwig der Fromme Einhard einen Ruheplatz geschenkt hatte. Wie sich aber später herausstellte, ließen sich beide Heilige die Heilung von Krankheiten angelegen sein. Für die Zwecke einer Heilanstalt lag nur aber Michelfeldt mitten in dem damals unwirklichen Odenwald sehr unglücklich. Daher verlangten die Heiligen durch Wunder und Traumgesichte sehr bald ihre Ueberführung nach einem andren, gleichfalls von Ludwig dem Frommen an Einhard geschenkten Platz, dem heutigen Seligenstadt am Main. Hier, an der günstig gelegenen Wasserstraße von Rhein und Main, in der unmittelbaren Nähe der vielbesuchten und dichter besiedelten Rheinebene, entfalteten sie denn auch ihre volle Wirksamkeit, und bald verlangte die Anstalt eine Verhüttung, die ihr nicht nur Kranke aus Köln und Lüttich, aus der Gegend von Reims, sondern schließlich gar aus dem Schweizer Kargau, dem südwestlichen Zipfel Frankreichs und selbst aus England zuführte. Wie die Mehrzahl

der heutigen Kurhäuser, schreibt E. v. Sommerfeld, der den Inhalt jener Schrift Einhard's wieder ans Licht gezogen hat, war Seligenstadt eine Nervenheilanstalt. In zweifacher Beschränkung hatten sich die beiden Heiligen sogar nur zwei Einzelheiten aus dem Gebiete der Kranken Nerven ausgesucht, einmal die Sinnesstörungen der Blindheit, Taubheit und Taubstummheit und sodann Lähmungen, Verkrümmungen und krampfartige Zustände. Im Besitz des gesamten medizinischen Geistes, nahmen sie jedoch, wie die heutigen Spezialisten, gelegentlich auch andre Patienten in Behandlung. So kamen Fälle von Geisteskrankheit, Vesessenheit, Fieber, Herzschwäche, allgemeinem Kräfteverfall und eines Jahrgeschwürs mit geschwollenen Waden zur Heilung. Höchst drollig ist die Krankheitsgeschichte einer Bäuerin aus Urzel bei Frankfurt a. M. Das Landvölk hatte die Gewohnheit, früh morgens sich in Wette zu reden und zu strecken, auch die Kinnbadeamusikeln durch Aufreizen und Schließen des Mundes geschmeidig zu machen. Dabei hatte die arme Frau des Guten zu viel gethan, der Mund war ihr mit verrenten Kinnbäden stehen geblieben. Vergeblich versuchten Hebammen und weise Frauen ihre Hausmittelchen und Sympathiesprüchelein, einzelne machten durch ungeschickte Handgriffe und Massage das Uebel nur noch schlimmer. Sehr viele Kuren glückten, doch blieb den Heiligen nicht die trübe Erfahrung wirkungsloser Behandlung erspart, meist dann, wenn sie sich auf ein ihnen fremdes medizinisches Gebiet begaben. Ein Erfolg übertrifft freilich alles, was selbst die heutige Wissenschaft von sich zu rühmen wagen wird. Der taubstumme Knabe Prosper erhielt zunächst das Gehör und verstand die Landessprache; danach auch mit der Fähigkeit der Rede beschenkt, sprach er nur „Lateinisch“.

Wenn man gewisse Berichte verallgemeinern wollte, so könnte es auf den ersten Blick scheinen, als hätte die leidende Menschheit durch die Verfeinerung der Medizin zu einer speciellen Wissenschaft zunächst nicht besonders viel gewonnen. Die Kunst der berufenen Ärzte im ausgehenden Mittelalter und in der späteren Zeit bis in das 18. Jahrhundert hinein erschöpfte sich der Hauptsache nach in Aderlässen, Purgangen, Brechmitteln und ähnlichem, und viele von ihnen scheinen einer Kurmethode gehuligt zu haben, die sich heute nicht ohne das größte Interesse betrachten und bewundern läßt. So ward zum Beispiel Erzbischof Gerlach von Mainz 1371 von einem französischen Arzte behandelt, der ihm gegen Steinschmerzen ein so starkes Abführmittel eingab, daß selbst die Eingeweide mit forgingen. Der Patient lag mehrere Tage wie tot da und starb dann, während man den Arzt für seine gründliche Kur ertränkte. Ueber eine Kur des berühmten lothringischen Arztes Doktor Tisseran heißt es in einem gleichzeitigen Reisebericht: „Den 13. frühe sah ich die in der Welt viel Aufsehens machenden und wirklich bewundernswerten chirurgischen Operationen des berühmten lothringischen Doktor Tisseran, der durch einige Schläge und Badenstreiche, die vor Ohrfeigen passieren konnten, die Tauben etwas besser hören und durch verschiedene andre Drohungen und Wendungen die steifen und verrenten Glieder brauchbar machen konnte. Einige Wudels bei Kindern hat er auch vermindert und hinausgeschoben, die Kröpfe weggeknetet, die Magen mit dem Kopf in die Höhe gehoben, so mir und allen andern ein Rätsel geblieben; und auch bei Kindern einen kurzen Fuß länger gemacht, als welches ich selbst gesehen, auch einige Stammelnde besser reden und zuletzt auch einige, so die fallende Sucht hatten, durch Schläge auf den Kopf und Rücken, zu Boden geworfen und durch unvernünftige Losbrechung zweier Pistolen zu erschrecken gesucht und dadurch sie kurieren wollen; ob es ihnen in der Folge geholfen, kann ich nicht sagen.“ Andre Arzte verkauften Pillen, die angeblich aus Hengstknöchelmehl zusammen mit Schweinsurin gegen die fallende Sucht hergestellt waren und die guten Absatz fanden. Wieder andre kurierten mit phantastischen Leibbinden, gehörnten Klappen und dergleichen.

Demgegenüber muß man sagen, daß sich die alte Wiesbadener Baderegel vom Jahre 1610 noch auf den gut konservativen Standpunkt der frommen Pfaffenzeit stellt. Sie giebt dem Patienten, nachdem sie ihm das Morgengebet ganz besonders empfohlen, folgende Nichtschmür:

... Wann sechs schlägt die Glod,
Zieh aus dein Wamb's, das Hembd, den Rod,
Geh in das Bad, es thut dir wohl,
Jedoch merd drauf, denn es nicht soll
Zu heß sehr anfangs überaus,
Du wirst sonst matt und schlägst bald aus,
Weib drin nicht länger denn ein Stund,
Wiß sieben schlägt, ist gar gesund,
Geh raus und zieh an deine Jupp
Den Koch frag, ob gar seh die Supp?
Wann selbig dir ist angericht,
Ein guten Trunt vergiß dann nicht.

In diesem Stile geht es weiter, bis das obligate Abendgebet wiederum den Beschluß macht. Es wird sich kaum bestreiten lassen, daß diese spießbürgerlich wohlgepflegene Kur auch heute noch einem jeden mit oder ohne den lieben Gott zum besten bekommen würde. Bei der anspruchsvollen Kompliziertheit des Vergnügungs- und Wallebens im heutigen Wiesbaden dürfte allerdings die alte Regel unter seinen „fashionablen“ Gästen nur wenige Nutzenwender finden. —

D. J. Laufenberg.

Kleines feuilleton.

— Kinder unter der Brause. Die „Frankfurter Zeitung“ bringt die Uebersetzung einer Plauderei, die Edmondo de Amicis in der „Stampa“ veröffentlicht hat. Ein paar wesentliche Stellen daraus mögen hier Platz finden: „Eine Elementarschule in Turin und eine in Mailand sind, wie ich glaube, die beiden einzigen, die in Italien den Schülern Duschgen geben lassen. Zuerst waren die Mütter gegen die Einrichtung, einige, weil sie sich schämten, daß die schlechte Wäsche ihrer Kinder sichtbar werden sollte, die andern, weil sie aus Aberglauben allerlei böse Folgen für die Gesundheit fürchteten. Aber seit die Mütter sahen, wie hygienisch es ist, die „Hoffnungen des Vaterlandes“ zu bespritzen, nehmen die Gesuche um Dispensation von der Duschge immer mehr ab. Ich ging eines Tages zu einer Klasse, die in zwei Gruppen, von je fünfzehn sechs- bis siebenjährigen Knaben zur Duschge zog. Bei meiner Ankunft waren sie schon im Auskleideraum, auf Stühlen sitzend, die sich längs den Wänden hinzogen und von einem beichtstuhlähnlichen Verschlag umgeben waren. Eben entkleideten sie sich nach dem Befehl: „Mit Anstand!“, indem sie darauf achteten, das Hemd nicht eher auszugeben, als bis sie ihr „costume“ angezogen hätten, mit „costume“ bezeichnet man aber technisch ein graues Lententuch. Sobald ein Rebell dem Befehl nicht ordentlich nachkam, wurde er vom Aufsichtspersonal zur Wahrung der Keuschheitsgesetze angehalten. Das Auskleiden zog sich in die Länge, teils weil die kleinen Händchen ungeschickt waren, teils weil die Jüngens voller Ungeduld das Kommando nicht erwarten konnten. Aber mehr noch als die Ungeduld, die in ihren Augen blühte, wurde das Schauspiel interessant durch das Kunterbunt der Kleidungsstücke, die von den kleinen Körpern abgeschält wurden, der Puppenhemden, der fabelhaften Hofenträgerchen und Zwerghöschen, abgesehen von andern unbesinnbaren Schneiderprodukten, die von armen Müttern in ihrem Mangel an Zeit und Tuch zusammengestopfelt worden. Je mehr die Kleider verschwanden, desto kleiner scheinen die kleinen Körperchen der Knaben zu werden, die ja in diesem Alter nur durch die Kleider „Jemand“ werden. Kleider? Doch was spreche ich von Kleidern, Federn schienen es, nach deren Kuppung vom Körper nichts mehr übrigbleibt. Nur die Köpfe der Kleinen schienen plötzlich größer, im Vergleich mit den dünnen Halslein waren sie, Blumenstengeln vergleichbar, zu schwach, ihre Last zu tragen. Endlich waren die ersten fünfzehn, die am flinksten gewesen, in ihre Leintücher gehüllt, ihr Korporal, ein blondes Kerlchen, kommandierte mit der Stimme einer Turkestaube: „Rechts- und links!“, und die Kolonne zog zu dem „Zimmer, wo es regnet“, wie sich ein Knäblein ausdrückte. Wenn ein Maler das Folgende liest, so achte er auf; denn es könnte ihm die Idee zu einem kleinen Meisterwerk kommen. Ich sage das nicht aus Eitelkeit auf mein Beschreibungs-talent. Nein, aber kann man sich ein originelleres und lieblicheres Bild denken, als diesen Aufzug? Gibt es einen schärferen Kontrast als zwischen den lachenden Gesichtlein und der Majestät der weißen nachschleppenden Mäntel? Nun sind die Kleinen im Duschraum, jeder drei Schritt vom andern entfernt, unter dem Nohr. Das Korporalchen kommandiert: „Leintücher ablegen! Einen Schritt vorwärts. Brust unter Duschge!“ Wer könnte im ersten Augenblick an die ergötzliche Seite des Schauspiels denken? Wir sind gefesselt, gerührt von dieser reinen und heiligen Nacktheit der Kindheit, durch die sich deren Bedürfnis nach Schutz und Liebe deutlicher offenbart. Mitleidig hafet der Blick auf den abgemagerten Leiberchen, die von ungenügender oder ungesunder Ernährung erzählen oder von allzu früher Arbeit im Hause. Unstre Gedanken schweiften voll Trauer zu den Ursachen der exorbitanten Schwächen und Fehler, zu der Armut, die manche Kinder drückt. Doch alle diese Gedanken schwinden vor der Munterkeit, welche die Kinder zeigen, wie sie unter den verschiedensten heroischen Stellungen dem Strahl begegnen. . . .“

— Das Entblättern der Gemüsepflanzen. Obergärtner A. Silito schreibt in der Wochenschrift „Nerthus“: Nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch im Gemüsebau finden wir oft den schädlichen Brauch, die unteren Blätter der Kohlarten, des Sellerie usw. abzubrechen, um sie entweder zu verfüttern oder aber, wie beim Sellerie, die Entwicklung der Knolle dadurch zu fördern. Diese Gewohnheit ist hauptsächlich beim Laien so eingewurzelt, daß es oft trotz deutlichster Vorstellungen nicht möglich ist, denselben davon abzubringen. Das Ausbrechen ist nur dann ohne Schaden zulässig, wenn bloß die bereits absterbenden Blätter entfernt werden; werden aber noch grüne, thätige Blätter der Pflanze genommen, so ist der Schaden, den dadurch die Pflanze in ihrer Entwicklung erleidet, weit bedeutender als der durch Verfütterung der Blätter erzielte Nutzeffekt. Bei dem Sellerie halten viele diese Arbeit für eine unbedingte Notwendigkeit, und doch schadet sie hier gerade so, wie den andern Pflanzen. Wer z. B. einmal versuchsweise den Sellerie zum Teil entblättert und zum Teil unberührt gezogen hat, der wird sich diese Arbeit für die Zukunft sicher ersparen. Nicht das Entblättern, sondern kräftige Düngung und reiche Wasserzufuhr sind die Mittel zur Erzielung großer Sellerieknollen. Ein unentblättertes Beet von Kohlarten oder Sellerie ist mehr beschattet, die Verdunstung des Wassers direkt durch den Boden ist eine viel beträchtlichere als bei mehr vom Laub bedeckten Beeten; die letzteren trocknen deswegen bedeutend langsamer aus. —

— Rübzahl's Seimat. Auf die Frage nach des Vergessenes Seimat wird wohl Jedermann das Riesengebirge nennen; vielleicht werden sie sich auf Musäus' Legenden berufen. Aber schon die erste

von dem Raube der Prinzessin Emma und der späteren Nebertölpelung des Geistes durch die Aufgabe des Rübenzählens hat sich als ein Versuch erwiesen, einen falsch verstandenen Namen zu erklären. Wir wissen jetzt, daß „Zahl“ Vertüfung für Zägel gleich Schwanz ist, und wir es mit einem Rübenschwanz zu thun haben. Schwanz oder Zägel ist aber nur eine beschimpfende Anhängung an das Wort, wie wir die Beschimpfung „Affe“ für einen Menschen verstärken, indem wir ihn Affenschwanz nennen. Wie aber die „National-Zeitung“ mittelst, bezont Professor Zacher in seinem Vortrage „Rübezähl und seine Verwandtschaft“, daß wir einen Geist mit Namen Rübe oder Riebe auch in anderen Gegenden Deutschlands, z. B. im Taunus finden; möglicherweise steht auch in den Namen Rübenau im Erzgebirge, Rübenach bei Stolzenz usw. eine Erinnerung an ihn. An die Züge unsrer Rübezählgestalt brauche ich hier nicht zu erinnern; er gehört wohl zu den elbischen Geistern. Eine ihm ähnliche Gestalt finden wir im Wilden Mann der Harzagen, nach dem die Wildemanns-Grube sich nennt. Diese Ähnlichkeit kann die Vermutung wachrufen, daß Rübezähl durch Harzer Vergleite ins Riesengebirge übertragen sei. Die Behauptung, daß Rübezähl im Harz zu Hause gewesen sei, hat schon Mathias Burglechner 1819, also vor bald 300 Jahren, in seiner Tirolischen Chronik ausgesprochen. In der Erwähnung der „Vergmännlein“ heißt es bei ihm: „Hierher kann auch gezogen werden die Histori von dem Geist, Riebzägel genannt, so sich vor Jahren bei dem Goslarischen Bergwerk (Goslarer Bergwerk), und daselbst herum am Harz, in dem Herzogthum Braunschweig aufgehalten hat.“ Er habe auf seinem eigenen Bergwerk in Ransberg die Arbeiter besser bezahlt als die in den andren Bergwerken. Deshalb hätten diese Unbilden erlitten von den übrigen Arbeitern. Zur Strafe dafür habe er eines Tages alle die andren in dem Berge arbeitenden Leute untkommen, seine Arbeiter aber früher aus der Grube fahren lassen. Als sie hinaus waren, sei die Grube zugeschlagen und habe dem letzten Arbeiter noch ein Wein abgeschlagen. Wenn ein Knappe hinte oder nur ein Wein habe, so gehe daher das Sprichwort: Das ist auch des Riebzägel's seiner Arbeiter einer gewesen. Darauf hat sich nach der Chronik der Geist „in die Schließ begeben, auf ein rinnghaltiges Kupffer-Bergwerk, heißt das Riefigebirg, so den Götzker gehörig“. Und dort treibe er nun sein Wesen, wie es uns aus der Sage bekannt ist. Woher die Tirolische Chronik aus dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts diese Erzählung geschöpft hat, hat Zacher bisher noch nicht ermitteln können; vielleicht dürfte der Rübezähl eben nur ein allgemein elbisches Wesen sein, dem dann lokale Nacherfindung neue Züge beigelegt hat, die bei ähnlichen örtlichen Bedingungen, wie in Bergwerken, ähnlich geworden sind. —

Geographisches.

en. Der Atlantische Erdteil. Die Forschungen, die sich mit der längst ausgestorbenen Tier- und Pflanzenwelt früherer Epochen der Erdgeschichte beschäftigen, haben nicht nur ein unentbehrliches Licht über die allmähliche Entwicklung des Lebens auf der Erde verbreitet, sondern sie haben auch bedeutsame Fragen bezüglich der ehemaligen Gestaltung der Erdoberfläche angeregt. Wenn Landtiere ähnlicher Bildung z. B. in Südamerika und in Australien gelebt haben, so liegt es nahe, daraus den Schluß zu ziehen, daß zu der damaligen Zeit eine Landverbindung zwischen diesen beiden jetzt durch weite Meeresteile getrennten Erdteilen bestanden hat. Auf solchen Thatfachen beruht eben die Theorie von der früheren Existenz eines großen antarktischen Festlandes, das ununterbrochen von Australien bis Südamerika gereicht haben müßte. So hat man auch auf einen früheren Zusammenhang zwischen dem östlichen Afrika und Indien geschlossen und den mutmaßlichen Erdteil, der früher den westlichen Indischen Ocean ausgefüllt haben soll, mit dem Namen Lemuria belegt. Auch von einer Atlantis hat man viel gesprochen, die eine ehemalige Landbrücke zwischen Nordamerika und Europa bedeuten würde. Die Frage nach dem Bestand der Atlantis hat jetzt Dr. Scharff durch Untersuchungen über die geographische Verbreitung der Tiere wieder aufgenommen. Zunächst hat er die Land- und Süßwassertiere der heutigen atlantischen Inseln, nämlich der Kanarischen Inseln, Madeira und der Azoren geprüft und ist zu der Ansicht gelangt, daß diese Inselgruppen doch nicht als eigentlich oceanische zu betrachten seien. Ein Teil der dort lebenden Tiere könnte allerdings durch Meeresströmungen, durch Winde und andre natürliche Beförderungsmittel auch über das Meer hinweg dorthin gekommen sein, aber es liegen doch wichtige Gründe für den Schluß vor, daß während der späteren Tertiärzeit Madeira und die Azoren noch mit Portugal in einer festen Verbindung gestanden haben und daß sich außerdem von Marokko über die Kanarischen Inseln bis nach Südamerika ein weites Land ausgedehnt habe, das sich südwärts bis nach St. Helena erstreckte. Dieser große Kontinent dürfte schon in mesozoischen Zeiten bestanden haben. Hervorzuheben ist die Thatfache, daß hervorragende Forscher wie Such 1888, Reumayr 1890 und neuerdings Ortman zu der gleichen Folgerung einer Landverbindung zwischen Westafrika und Südamerika gelangt waren. —

Meteorologisches.

k. Die Erforschung der Luft durch Flugdrachen. Ueber die Verwendung von Flugdrachen, die so lange nur als Kinderspielzeug gegolten haben, zu wissenschaftlichen Zwecken berichtet W. Kapior Shaw in „The Worlds Wort“. Sie werden jetzt

auf dem Lande wie auf der See gebraucht; in vielen Beziehungen ist der Drache vom Deck eines Dampfers aus besser zu handhaben als auf Land, weil die Dampferbewegung nutzbar gemacht werden kann, um den Wind nach Belieben zu stärken oder zu mäßigen. Erst vor etwa zwei Jahren erhielt A. L. Koch von der Blue Hill-Station die ersten Registrierungen von Instrumenten, die man vom Deck eines Schiffes hatte steigen lassen. Die Schiffe der antarktischen Expeditionen sind mit Drachen ausgerüstet, aber die damit erzielten Ergebnisse sind noch unbekannt. Die einzigen wichtigen Beobachtungsreihen von Bord eines Schiffes hat W. G. Dines im vorigen Jahre in der Höhe der Westküste Schottlands ausgeführt. Ein Drache ist nur eine der drei anerkannten Arten, aus beträchtlicher Höhe über der Erdoberfläche Daten zu erhalten; der bemannte und unbemannte Ballon sind die beiden andren. Allen dreien hat man in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Der unbemannte Ballon kann bis zu 60 000 Fuß Höhe gelangen, der bemannte bis 30 000. Beide schweben in der Luft und bewegen sich mit ihren Drachen, die zusammen hinter einander arbeiten, sind bis zu 15 000 Fuß benutzbar. In diesem Falle geht die bewegende Luft an dem Registrierapparat vorbei. In Amerika verwendet man besonders gern den Drachen, in Deutschland den bemannten und in Frankreich den unbemannten Ballon; aber in Berlin und Straßburg braucht man auch alle drei Mittel und auch in Paris hat man Drachenmaterial. Das Wetterbureau in Amerika hatte eine Zeitlang siebzehn arbeitende Drachenstationen. In England hat man dagegen seit James Glaishers Ballonfahrten vor 40 Jahren wenig zur Erforschung der oberen Luftschicht gethan. Eine von der aeronautischen Gesellschaft Großbritanniens veranstaltete Drachenvettfahrt in Finton bei Borthing war daher sehr zu begrüßen. Der Zweck war, die Nützlichkeit des Drachens als Mittel wissenschaftlicher Untersuchung zu entwickeln; der Drache, der am höchsten flog — es mußten aber über 3000 Fuß sein — sollte die silberne Medaille der Gesellschaft erhalten. Jeder Drache mußte ein zwei Pfund schweres Paket 100 Fuß nach sich schleppen, denn soviel wiegt ein Apparat zum Registrieren der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft. Beim hohen Drachenschlag muß Stärke mit Leichtigkeit vereint sein; deshalb muß ein Stahldraht gebraucht werden. Bei einem Flug von 10 000 bis 15 000 Fuß Höhe müssen fünf bis sechs Meilen des besten Stahldrahts ausgelegt werden. Man versigte bei dem Wettbewerb über die sehr günstig gelegenen „Suher Downs“; auch das Wetter am 25. Juni schien günstig, der Seewind nahm bis zum Schluß an Stärke zu und änderte kaum die Richtung. Von den ursprünglich acht Bewerber erschienen nur sechs. Eine Schwierigkeit war es auch, den Wettbewerb so zu gestalten, daß kein Drache seinen Nachbar störte und jeder zur Bestimmung seiner Höhe von auswählten Punkten aus sichtbar war. Die Stationen wurden etwa 200 Meter von einander entfernt festgesetzt. Die Drachen waren sehr verschiedenartig. Auch verschiedene Formen von Triebwerken wurden gebraucht. Von ihrer Handlichkeit ist der wissenschaftliche Drachensieger stark abhängig, weil verhindert werden muß, daß der Drache bei einem starken Windstoß abbricht oder der Draht sich in den Bäumen verwickelt. Eine mechanische Kraft irgend welcher Art ist für das Triebwerk fast unumgänglich nötig, da ein großer Drache sein Seil mit mehr als 100 Pfund Kraft ziehen kann. Die Messung der Höhen ergab Durchschnittshöhen von 1189 bis 1554 Fuß und als größte beobachtete Höhe 1816 Fuß. Das Ergebnis war etwas enttäuschend, da kein Drache die verlangte Höhe von 3000 Fuß erreichte. Das lag daran, daß am 25. Juni ein bloßer Oberflächenwind wehte. Im übrigen aber war der Wettbewerb erfolgreich und gewährte sehr nützliche Aufschlüsse über die Möglichkeiten, den Drachen zu wissenschaftlichen Untersuchungen zu gebrauchen. —

Notizen.

- Molieres Lustspiel „Die Schule der Ehe-männer“, in der Uebersetzung von Ludwig Fulda, wird im Schauspielhaus neueinstudiert.
- „Die vierte Wand“ ist der Titel eines vieraktigen Lustspiels, das Rudolf Presber und Hans v. Wenzel soeben vollendet haben.
- Bei einer Einakter-Eraufführung im Münchener Residenz-Theater („Der Andre“ von Eduard v. Hallen, „Der Kampf um die Ehre“ von Maximilian v. Rosenburg, „Der Dieb“ von Octave Mirbeau und „Stichwahl“ von Max Dreher) brachte es nur Mirbeaus „Dieb“ zu einem Erfolg.
- Die Münchener General-Intendantz soll, nach einer Mitteilung des „Berliner Tageblatt“, dem Direktor der Wiener Hofoper, Gustav Mahler die durch den Tod Zumpes freigewordene Stelle eines General-Musikdirektors angeboten haben.
- Das Wiener Burgtheater bereitet für Ende September eine Novität von Mirbeau „Geschäft ist Geschäft“ vor.
- Das erste Philharmonische Konzert, das am 12. Oktober stattfindet, wird Ernst Wachss Orchesterphantasie „Odysseus Ausfahrt und Schiffbruch“ zu Gehör bringen.
- Ludwig v. Hofmann übernimmt anfangs Oktober ein Lehramt an der Weimarer Kunstschule.